

Unterhaltung und Wissen

Der Narr

Eine Weihnachtsgeschichte von Franz de Paula Kost.

Auf meinem Wege zum Mittagstische bemerkte ich einen gutgekleideten Herrn ohne Mantel. Es war Mitte Februar und kurz nach großer Kälte, die Witterung nasshaltig, neblig, unfreundlich, kühlend. Was konnte ein offenbar feidlich gestelltes Wesen bewegen in diesen gefährlichen Wetter ohne Mantel durch die Stadt zu gehen? „Er wird ihn ausbessern lassen“, sagte ich mir und ging ohne Zucken vorüber.

Aber auch am folgenden Tage bemerkte ich den Herrn ohne Mantel. Ich betrachtete ihn genauer. Er war ziemlich groß, etwa 35 Jahre alt, von auffallend bleicher Farbe, das magere Gesicht umrahmte ein dichter schwarzer Backenbart. Scheinbar gleichgültig eilte ich an ihm vorbei, aber meine Teilnahme war erwacht, und zwischendurch am Tage erinnerte ich mich seiner einige Male.

Die Wochen schwand. Neue Ereignisse überschatteten schnell das kleine Erlebnis. Eine Episode wurde vergessen, wie so vieles frische Leben vergessen wird, das hundertfältig an uns vorüberrollt.

Am Weihnachtsabend des gleichen Jahres treffe ich unterm Brandenburger Tor meinen Freund, den ich mehrere Wochen lang nicht gesehen hatte. Wir wechseln einige Worte. Plötzlich greift Emil an den Hals. Ich wende den Kopf. „Der Mann ohne Mantel!“ rufe ich unwillkürlich. Der Fremde von damals geht drüben, diesmal im Mantel. Er bemerkt uns nicht. Beinahe noch bleicher, noch elender scheint er auszugehen.

„Kennst du ihn?“ fragt Emil. — „Nein — das nicht — aber —“ „Was aber? Erzähle, erzähle!“ Ich teilte ihm meine damalige Beobachtung mit. „Glaube mir“, schlehe ich meine horge Mittelung, „ich habe mich ein paar Tage ehrlich gequält. Nun sage bloß, was hat es mit dem Mantel auf sich. Und was für ein sonderbarer Mensch ist das?“ „Ein sonderbarer Mensch? Ein Esel! Ein Narr!“ ruft Emil in seiner mir vertrauten rücksichtslosen Heiterkeit aus. „Aber urteile doch selber!“

Wir gehen langsam inmitten der Linden. „Hilrich Klaas, so heißt dein Fremdling, bescheidete hier in Berlin eine bescheidene Stellung. Sein Verdienst ist so mäßig, daß er mit allen notwendigen Ausgaben für Monate im voraus zu rechnen hat. Dabei hat er eine sehr schwächliche Gesundheit, seine Lunge gibt zu dauernden Beforgnissen Anlaß.

Stelle dir nun vor, dieser Hilrich Klaas spart sich seit Monaten von seinen paar Groschen zusammen, um sich zu Weihnachten einen neuen Mantel zu kaufen. Denn den alten — den hättest du mal sehen müssen! Er spart und spart, es gelingt ihm wirklich, neunzig Mark zusammenzubringen. Er kauft in der Tat kurz vor Weihnachten einen neuen Mantel. Er erlaubt dabei sogar noch zehn oder fünfzehn Mark. Er ist glücklich. Um ihn vollkommen fertig zu machen, schickt ihn gleichzeitig einer seiner Onkel — der Kerl ist sehr reich und könnte ganz anders für ihn sorgen — schickt ihm einen recht gut erhaltenen Anzug, den er selber irgendeiner Dame halber nicht mehr tragen will.

Den Himmel voller Geigen beschließt Hilrich Klaas, von dem Esparpen und dem Rest seines Monatsgehältes sich eine kleine Wanderschaft zu leisten, wenn's endlich recht winterlich ist. Er fährt also Ende Januar in die Gegend von Neustrelitz und genießt ein paar Tage lang die umliegenden schönen Wälder. Am Nachmittag des letzten Urlaubstages ist er auf dem Rückwege. Ringsum liegt alles einsam und verödet. Die Gewässer sind von Frost gelähmt, die Seen lodesstarr. Eilig ist die Luft. Erde und Schnee, alles schreit und klettert bei seinen Schritten. Dampf bracht es fern und nah von fallenden Ästen,

die der Frost zerbrach. Er hat uns erzählt, wie sein Herz sich weilete, er erzählt, er schwärmt noch jetzt immer von dem wundervollen Winterland.

Hilrich Klaas hat noch zwei Stunden bis zum Bahnhof zu wandern. Langsam zieht die schweigende Natur an ihm vorüber. Immer neue Schönheit entdeckt sein trunkenes Auge. Plötzlich steht er im Grabe drüben etwas Dunkles sich regend, das nicht in die winterliche Einsamkeit gehbet. Er geht darauf zu. Was ist's? Ein Bettler, ein elender Landstreicher, liegt da und schnarcht. Aufzusehn steigt von ihm auf, die leere Palle liegt ein paar Schritte weiter. Er rüttelt den Kerl. Der schläft und schnarcht, und nichts in der Welt kann ihn bewegen, zu erwachen. Hilrich Klaas, der gute Esel ist callos. Er weiß, daß Stunden, Tage vergehen können, ehe hier wieder Menschen vorüberkommen. Er weiß, daß er den Kerl unmöglich auch nur eine halbe Stunde weit würde tragen können, er weiß aber

Advent

Ich klopfe an zum heiligen Advent
Und stehe vor der Tür!
O selig, wer des Hirten Stimme kenn!
Und eilt und öffnet mir.
Ich werde Nachtmit mit ihm halten,
Ihm Gnade spenden, Licht entfalten,
Der ganze Himmel wird ihm aufgetan,
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, da draußen ist's so kalt
In dieser Winterzeit;
Von Eise starrt der finstere Tannenwald,
Die Welt ist eingeschneit;
Auch Menschenherzen sind gestoren,
Ich stehe vor verschlossenen Türen,
Wo ist ein Herz den Helland zu empfangen?
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, sprich nicht: es ist der Wind,
Er tauscht im düren Laub;
Tein Helland ist's, dein Herr, dein Gott, mein Kind,
O stelle dich nicht taub!
Jetzt komm ich noch im sanften Saufen,
Doch bald will ich in Sturmesbraufen,
O glaub, es ist kein eiler Kinderwahn;
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, jetzt bin ich noch dein Gast
Und stehe vor deiner Tür,
Einst Seele, wenn du hier kein Haus mehr hast,
Dann klopfe du bei mir;
Hier hier setz dich noch meinem Worte,
Dem ist'ich dich die Friedensporte,
Wer mich verließ, dem wird nicht aufgetan;
Ich klopfe an.

Karl Gersd.

auch, daß dieser Bettler, seinem Schicksal überlassen, in wenigen Stunden erfrieren muß. Das alles weiß Hilrich Klaas.

Und was tut Hilrich Klaas? Er zieht seinen warmen Mantel aus und legt ihn sorglich über den Trunkenbold. Dann rennt und jagt er mit rasendem Herzen und jaspendem Atem zum Bahnhof. Weiszielos erschöpft klopft er nach einer Stunde an. Keuchend und stohweise, nach Atem ringend, erzählt er. Die Leute, Auszügler, Wäner und Wägde scharen sich um ihn. Einige wundern sich. Andere schütteln den Kopf. Einige lachen. Ein elender Bettler. Ein Lump! Solcher Hehljagd wert? Endlich finden sich ein paar Bauern in beschämiger Ruhe bereit, hinauszuziehen und den Kerl zu holen. Aufgeregt, mit durchschüttelten, tammelnden Sinnen vergrist Klaas Mantel, Kälte — alles ringsum. Der Zug löst ein. Er steigt in den eisigen Wagen und sieht nach Berlin zurück. Mit Schüttelrost kommt er zu Hause an, aber ein heißes Bad und ein totenähnlicher Schlaf reifen

ihn für den nächsten Tag wieder zusammen. Bei Ausspannung aller Energie geht er noch ein paar Tage ohne Mantel zur Arbeit. Das gibt ihm den Rest. Er bricht zusammen. Lungenentzündung, natürlich! Monate lang liegt er zwischen Leben und Tod. Ein Wunder, daß er noch lebt!

Emil unterbrecht sich. „Welche Karthell! Es erbittert mich aufs neue“, bricht er dann auf. „Schwüchling, hehlich, mittellos! — Tor! — Esel! Einem solchen Cicero wegen — sage mir, heißt das nicht unstillig gegen sich selbst?“ —

Ich frage: „Und der Mantel?“ — „Der Mantel? Den hatte er gehabt.“ — Ich sehe Emil an. „Na, die Bauern haben den Haken natürlich gelassen, misgeschleppt und sogar gewärmt und gepflegt. Dann ist er fortgezogen und der Mantel mit ihm. Weiß der Teufel, wohin! Mit Hängen und Würgen hat dann Klaas von seinem entzückenden Dattel einen abgelagten alten bekommen. — Nun — du sagst ja gar nicht?“ —

Ich reiße Emil die Haare. „Sage mir noch, wo wohnt der — wo wohnt dieser Hilrich Klaas?“ — „Türmstraße 17, Gartenhaus, vier Treppen, bei Wagner. Bist du nun zufrieden, Weltverbesserer? Gehe nur und grüße nicht. Du änderst sie nicht, diese Welt. Du änderst sie doch nicht!“ —

Ich gehe die Linden zurück. Das Leben drängt gedämpft an mir vorüber. Glockenklänge klingen durch meine Seele. Er teilte den Mantel nicht, er gab ihn ganz. Seine Einsat sah nicht den lauernden Tod, und den Stuch des Karrentums nahm sie unbedenklich auf sich. Wohl uns, wenn wir noch rechte Karren sein können! Was wir dem Geringsten unter uns getan — Wächten wir alle doch Gnade finden vor denen, die an uns vorüberfahren!

Ich trete in einige Löden und kaufe gute Socken, so weil die Böse reich. Das Füßchen gebe ich mit der Adresse dem nächsten Dienstmanne. O du selige Weihnachtzeit!

Spielzeug

Von Dr. Wills Dejer.

Wieder bewegt zur Weihnachtszeit die Eltern die banale Frage, welche Gaben sie ihren Kindern unter den Weihnachtbaum legen sollen. Der allgemeine Geldmangel wird sie vor allen Dingen auf praktische Gegenstände hinweisen. Aber irgend eine kleine Überraschung muß doch das Christkind noch bescheren. Da wird das Kind wohl ein kleines und — bei guter Wahl — auch anhaltendes Interesse sein. Aber nicht jedes Kind findet seine Freude am Lesen; gar manches sucht einen in ihm lebendigen Tätigkeitstrieb in selbständiger Arbeit zu befriedigen.

Die Art nun dieses Betätigungswillens des Kindes vermag nun den Eltern deutliche Hinweise zu geben, wo sie dessen eigentliche Befähigung zu suchen haben. Leider ist nun die Entwicklung dieser kindlichen Anlage nicht mehr mit jener Freiheit und zeitlichen Geräumigkeit angawerter, wie dies in vergangenen Jahrhunderten der Fall war. Da kam der Anste oft schon in frühesten Jugend in die Werkstatt seines Vaters oder zu einem anderen Meister des Faches, zu dem er Reigung bezeugte. Von Jugend an also übten sich die kleinen beweglichen Hände in der Arbeit, die später das läbliche Brot verdienen sollten. Heute überwuchert das ABC der Schule diese erste Entwicklungsperiode, die den Handwerkern einst ihre große Meisterhaftigkeit sicherte. Und man klagt nicht darüber, daß diese Kinder allzu früh hätten „arbeiten“ müssen; der Zwang der Schule, die schlechte Luft der Klassenzimmer lastet auf vielen Kindergeheimtern ebenso schwer wie jede andere Arbeit. Die Reigung des Kindes kämpft wohl — zumal bei besonders ausgeprägter Begabung — stetig um Geltung. Die einzige freie Möglichkeit aber, sich schon früh einigermassen nach Wunsch zu betätigen, findet es meistens im Spielzeug. Wie oft aber geröhren die Eltern unbarbarherzig und verstandlos die zarten Keime, die hier zur späteren beruflichen Wahl des Kindes gelegt werden

Die zerbrochene Seele

Ein Märchen von Philipp Supperl.

Einstmals hatte Prinz Euphonia furchtbare Langeweile und quälte seine Räte bis zur Verzweiflung mit unnützen Dingen. Am liebsten hätten sie ihre Stellung verlassen; aber da sie Kamisten hatten und auf den Prinzen angewiesen waren, mußten sie aushalten. Eines Tages überlegten sie wieder lange, wie sie den Prinzen am besten unterhalten könnten und beschloßen einen Rummenstanz, und jeder zog hierzu die Kleider an, die zum Wesen seiner Seele paßten. Der Prinz war als Barlehin verkleidet, da er meinte, dieses buntscheckige Gewand sei so recht angehen, seine tausendförmigen Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Und in der Tat paßten die farbenfrohen Pappen zu seinem unstillen Gebaren. Wie ein schillernder Schneetierling flatterte er durch den Reigen der Mädchen, der gleich einem Blütenkranz des übermühten Frühlings anjuschauen war. Er ergötzte sich an dem Gewand der einen, an der Schleiße der anderen, an dem lachenden Rüschemund einer dritten und an den schmeichlichen Blicken der vielen Begünstigten. Die Herr tragen meist eraste Kleider. Manche Ritterklingen und manches Königsgewand sprach von dem inneren Streden dieser Männer am Hof. Der Traum ihrer Seele leuchtete für einen Abend auf und Prinz Euphonia empfahl sich mit spöttischen Worten manchem Abendfürsten als Hofnar.

Als Euphonia der Narr mit übermühtem knabenhaftem Lachen die wogenden Reihen durchsprungen hatte, entdeckte er in einem Winkel ein einsam sitzendes Mädchen. Sie war als Blumensammler verkleidet und hatte ein Körblein voll duftender Blüten neben sich stehen. Sinnverloren schaute sie in das dunkle Getriebe, als fragte sie sich nach dem Wozu der Karreellen. Unbemerkt plüschte sich Euphonia an sie heran und sah bewundernd nach ihr, deren Augen lausrischen Weilschen glänzen, deren Wangen wie Blüten schimmerten und deren Mund rosenfarben glühte. Und der verummte Prinz dachte: „O könntest du nur die Weilschen aus ihren Augen mit einem liebden Blick pfücken, die Blütenwangen zart freischen und die Mandrosen küssen, ach, nur einmal.“ Der Zauberei machte ihn nachdenklich, und er war von tiefer Andacht erfüllt, als stünde er vor einem rätselhaften Wunder. Er näherte sich ihr wie ein Bitten-der und da fuhr das Mädchen erschreckt auf. „Warum stichst du hier so einsam, schönes Kind, Komm mit in den helleren Garten. Da stehen viel schöne Menschenblumen, und du sollst ihre Königin sein.“ „Ach Narr, du mußt anders scherzen, so gefällst du mir nicht.“ Wehmut glühte aus ihren Augen. „Ach bin

eben nur ein kleiner Narr und habe wenig Glück bei dir mit meinem Scherz.“ „Dann werde doch ein großer Narr“, lächelte das Blumenmädchen. Euphonia sah sinnend nieder. „Wir Menschen sind oft Narren, und das Leben machen wir zum Scherz, den wir bereuen, weil man ihn so leicht versteht. Wer versteht heute noch heiter zu leben?“ Auf dem Gesicht Euphonias spiegelte sich seine Seelenqual und innere Zerissenheit. „O, wenn der Scherz wie eine Quelle aus der Seele springt, ist er hell und klar und leuchtet in dem Lebensfluge. Freilich muß man eine Seele haben, aus der alles rein und heiter stiegt. Aber die Seele ist bei den Menschen rar geworden. In der Jugend steht sie wie reines gefülltes Ähril in uns und wir haben sie kindlich fromm zur Höhe, daß Himmelstau in sie falle. Und wenn wir dann in das Leben stürmen, hollen wir sie unachtsam. Der Himmelstau geht, verschüttet und an mancher rauhen Kamte stoßen wir an, daß das Glas zerbricht. Und gar manchem bricht die ganze Seele entzwei und die Scherben fallen in einen dunklen Winkel.“ Verwundert lautete der Prinz den ersten Worten, die mit dem fernem Vorn in dem Saal sich wunderbar mischten. „Mädchen, du hast mehr Geil, als ich bei der vermutete. Sag mir doch mal, was für eine sonderbare Seele ich habe. Da mein Scherz dir nicht gefällt, muß meine Seele wohl einen Sprung haben.“ Mitleidvoll sah das Blumenmädchen den nach halb von Luft gelangenen Prinzen an. „Närrischer Euphonia, du hast dir die Seele ganz zerbrochen und hast sie verloren. Du schöpft in dich Tau, der stets verfliehet. Dir fehlt die Seele. Ich gebe dir den guten Rat, sie suchen zu gehen, damit du nicht nutzlos lebst.“ Der Jüngling bedachte mit seinen Händen das Gesicht vor Scham, denn er fühlte plötzlich, daß das Mädchen die Wahrheit sprach. Schmerzfüllt drach er ohnmächtig auf einen Sessel nieder. Die Fremde hüßte ihm gütig die Stirne und verschwand. Indessen hatte man den Prinzen lange in dem Trudel vernicht und war auf die Suche nach ihm gegangen. Und als man den närrischen Euphonia ohnmächtig fand, hatte das frohe Fest ein Ende.

Der Prinz lag schon lagerung in Fieberfurchen und redete irr von einem schönen Mädchen und von der zerbrochene Seele. Doch niemand verstand ihn. Ratlos umstanden die klugen Räte und weisen Aerzte sein Lager. Und als er immer wieder nur von der zerbrochene Seele sprach, meinte ein dicker Hofnar, man müsse einmal die Philosophen befragen, da diese von solchen Dingen am meisten verstanden. Aber auch die berühmten Weltgelehrten konnten das Rätsel nicht lösen. Sie wußten wohl um die Seele, jedoch hatten sie nie gehört, daß sie auch zerbrechen könne. Eines Tages brachten wiederum die weisen Herren und gerieten um die Wissenschaft so laut in Streit daß Eupho-

nia nach dem langen Schlaf erwachte und stammend um sich sah. Der Vorn verstumte, während hob der Prinz den Kopf aus den seidenen Rissen und stich sich mit der Hand das vertwirrte Blondhaar aus dem Gesicht. „Was steht ihr da und lauscht mir meinen Traum aus der Seele? Ach, ich habe ja keine Seele. Geht ihr törichten Diener, geht. Auch ich werde gehen und mir die Seele suchen.“ Kopfschüttelnd schlüßten sich die Räte, Aerzte und die Philosophen fort. Einmal lag der Prinz und überdachte sein Erlebnis mit dem Mädchen. Und als der Tag anbrach, war Euphonia aus dem Schlaf verschwunden.

Das Morgenrot lag über den Bergen und brach sich unerschütterlich in dem Tau, der sich die Nacht auf die Erde zur Führung geworfen hatte. Die Natur sang ein Geschätzte, wie noch keines der Prinz trotz aller Frucht in den Schlößern gesehen hatte. Als er so einsam voll Verzweiflung über die Schönheit durch das Tal dahinging, begegnete ihm ein altes Männlein, das in halbe Pilze sah. Da Euphonia von der kurzen Wandlung sehr müde war und auch nicht wußte, wohin der Weg führe, fragte er den Alten, wo es Seelen gebe. „Ach, ei“, lachte das Männlein. „da kommt wohl aus der Stadt? Dort gibt es keine rechten Seelen. Ja, wenn du mit mir Pilze suchen willst und mich begleitest, verlohne ich dir die Seele.“ Der Prinz überlegte zuerst lange denn wozu sollte er dem Alten helfen Pilze sammeln. Dann bot er ihm ein güldenes Kettlein an, das wie die Morgenjonne leuchtete und sprach: „Geht, kommst du um deinen Verdienst, wenn du keine Pilze suchen kannst, daß ich will dich mit dieser Kette loyren, wenn du mich gleich dahin führst, wo die Seelen zu finden sind.“ Herzlich sah ihn der Kreis an. „Wir dieses Taschengeld von dir, denn auch dieses hat dir die Seele gewandt.“ Der Prinz betrachtete müßtrausich die Kette und dann den Alten. Heimlich steckte er das Kettlein wieder in die Tasche. „Nun, so will ich einige Stunden aufstern und dir bei deiner Arbeit helfen. Euphonia war gewöhnt, stets bedient zu werden und ruhte bald ermüdet auf einem Baumstumpf aus. Während schaute der heilige Alte zu ihm herüber und kam zu dem Erschöpfen erst zurück, als die Sonne schon um den Berg herum gemandert war. „Nun komm mit in meine Stätte.“ Küßlich schritt der Mann vor ihm aus. „Wo finde ich aber die Seele?“ frag ihn niedergeschlagen der Prinz. „Schelmisch sah ihn das Männlein an. „Du mußt Geduld haben, lieber Freund, aber heute bist du ein gut Stück Weges auf sie zu gemandert.“

Der Jüngling schüttelte den Kopf, denn er verstand die Rede des Alten nicht. Inzwischen war die Nacht niedergelunken und der einsame Waldbewohner richtete dem Prinzen in seiner Stätte eine Lagerstatt aus Stroh an. Euphonia ward es um